

Das Geheimnis
des
goldenen Medaillons

Jonathan Philippi

Leseprobe

Verlagshaus el Gato

Valentine

Valentine zog die Kappe tiefer in ihre Stirn. Die Sonne brannte auf ihre Schulter. Obwohl sie gut eingecremt war, rieb sie sich mit der Hand über den Rücken, soweit sie die Hände unter die Träger ihres Tops verrenken konnte. Ihr Ausschlag juckte trotz der Medizin auf ihrer Haut. Entschlossen sah sie den steilen Hügel nach oben und entschied, mit dem niedrigsten Gang loszulegen. Das Mountainbike hatte sie zu ihrem 14. Geburtstag geschenkt bekommen. Sie wusste, dass der Drugstore nicht so gut lief und dass ihre Eltern lange darauf gespart hatten. Darum musste sie helfen und so fuhr sie heute Medikamente für ihren Dad aus. Wenn sie die Bestellungen brachte, kauften die Leute wenigsten nicht im Internet und jeder Dollar zählte. Die Sonne meinte es nicht gut mit dem blonden Mädchen. Schweiß glänzte auf ihren Armen, aber sie strampelte tapfer weiter. Gleich nach der siebten Straße ging es etwas geradeaus, dann ein Stück bergab. Dort konnte sie verschnaufen, ehe sie mit Schwung den Anstieg zur elften Straße in Angriff nehmen würde. Sie trat feste in die Pedale und gewann an Tempo.

„Hey, wen haben wir denn da?“

Valentine bremste scharf, um nicht in die Fahrräder von drei Jungs zu rasseln. „Rouwe!“, kreischte sie.

„Ja Baby, ich bin es. Na? Konntest es wohl nicht abwarten, mich wiederzusehen.“

„Ich habe keine Zeit, lass mich durch.“

„Ho!“, machte Rouwe und zwinkerte Christopher Banner und Stanley Bucket zu.

„Mach schon, ich muss Arznei wegbringen und die darf nicht zu heiß werden.“

„Und warum erledigt das nicht dein Daddy?“ Christopher gluckste. „Benzin ist wohl zu teuer, was, Süße?“ Die Kerle lachten.

Valentine blickte sich um. Die Häuser waren hinter großen Hortensien und Rhododendronhecken versteckt, zwischen denen mächtige Bougainvilleas blühten. Im Flimmern der Mittagssonne hörte sie vereinzelte Rasensprenger. Die Hitze hielt die Menschen in ihren Gebäuden gefangen: niemand, der ihr helfen könnte. Sie war umzingelt.

„Lasst mich durch!“, rief sie verzweifelt und den Tränen nahe.

„Später“, grinste Rouwe.

„Vielleicht“, ergänzte Christopher Banner.

Obwohl sie wusste, dass betteln nichts half, versuchte sie es dennoch: „Bitte, Nelly Mata wartet auf ihre Tabletten.“

„Das wird doch noch ein Viertelstündchen Zeit haben, oder?“ Rouwe näherte sich ihrem Gesicht. Valentine wich zurück. „Sieh mal, da hat ein verliebtes Stadtoberhaupt eine Parkbank hinstellen lassen, um mit seiner wertigen Gattin rumzuknutschen. Ist das nicht romantisch? Man sieht die ganze Straße hinunter zum Hafen und zum Strand und es sind so wunderschöne Blumen hier.“ Die Jungs drängten sie vom Weg ab zur Seite hin.

„Stell dein Fahrrad hierhin, brauchst es nicht abzuschließen, kannst uns vertrauen!“, raunte Christopher Banner. Stanley Bucket grinste wie üblich blöd in der Gegend herum und wackelte mit dem Kopf.

„Nein!“, sagte sie entschieden. „Lass mich los. Oder ich gebe dem Sheriff Bescheid!“

„Oh, Mr. Anderson wäre entzückt, wenn er erführe, wie nett wir hier plaudern“, säuselte Rouwe und änderte seine Stimme augenblicklich: „Setz dich. Mach schon!“

Valentine wand sich, aber ihr blieb nichts anderes übrig, als zu folgen. Während sie sich auf die Bank setzte, fuhr ihre Hand unbemerkt in die Tasche. Sie fingerte nach ihrem Handy, suchte auf dem Display die richtige Stelle und drückte, ohne dabei hinzusehen, einen virtuellen Knopf. Sie hatte es gehaut, früher oder später musste sie auf Rouwe und seine Gang treffen. Jetzt zahlte sich ihre Übung aus, blind auf dem I-Phone den Bildschirm zu bedienen. Gut, dass sie eine Nottaste programmiert hatte. Sie schob das Tele-

fon etwas aus ihrer Jeanstasche und hoffte, ihr Vater konnte hören, was sie sprachen.

„Okay!“, sagte sie laut. „Ihr seid nur zu dritt: Stanley, Christopher und natürlich du, Rouwe. Wo ist euer Boss? Ich meine drei gegen ein Mädchen ist feige. Ohne Harry Miller seid ihr mir gegenüber eindeutig im Nachteil. Was wollt ihr? Mich überfallen? Wollt ihr die Pillen, die ich austrage?“ Nun kreischte sie doch. Sie wollte das nicht, sie durfte keine Schwäche zeigen, doch ihre Angst konnte sie nicht länger verbergen.

„Sch, sch!“, machte Rouwe und legte ihr einen Finger auf die Lippen. Valentine schnappte danach, aber Rouwe konnte ihn rechtzeitig zurückziehen. „Nicht so laut, Süße, du verdirbst die ganze Stimmung.“ Er legte einen Arm um sie.

Valentine schüttelte ihn ab. „Fass mich nicht an!“, fauchte sie.

„Oh, das Kätzchen zeigt Krallen.“ Rouwe verschränkte nun die Arme vor seiner Brust.

„Ach ja? Dann pass auf, dass ich dich nicht zerkratze.“

„Hey, Süße, komm schon, es ist doch so romantisch, findest du nicht?“

„Auf der Bank an der siebten Straße Kreuzung Zehnte? Mit dem traumhaften Blick auf den Atlantik? Und was jetzt? Willst du mir sagen, dass du in mich verknallt bist?“

„Schrei doch nicht so! Hey, Girl, du gehst aber ran.“ Die Jungs gluckerten vor Vergnügen.

Zwei Minuten, dachte sie. *Wenn jemand zu Hause das Gespräch mitbekommt, ist Daddy in zwei Minuten hier.*

„Ich möchte eigentlich eher schweigen. Hier sitzen, eine Cola trinken.“

Stanley reichte Valentine eine Büchse. Er selbst hielt eine Dose Bier in der Hand, nahm einen Zug und rülpste laut.

„Ist das nicht schön, wir beide hier auf dieser herrlichen Bank?“ Rouwe rückte zu ihr auf. Christopher auf der anderen Seite machte deutlich, dass Valentine nicht davonkommen würde.

Eine Minute und vierzig, dachte sie. „Ich mag dich nicht, Rouwe, ich mag weder deine Art noch deine Freunde.“

„Und ich mag nicht, dass du dich diesem deutschen Arsch an den Hals wirfst.“

„Was?“ Valentine sah ihn irritiert an.

„Komm schon, Sweetheart, du weißt genau, wen ich meine.“

„Doch wohl nicht Steven Seidel?“

„Ah!“ Stanley hüpfte herum. Er zeigte auf das Mädchen und rief: „Sie hat den Namen genannt, sie hat den Namen genannt.“

„Spinnt der?“, fragte sie Rouwe.

„Manchmal, wenn die Sonne zu sehr auf seinen Schädel brennt.“

„Also den ganzen Sommer?“

Christopher lachte laut los, verstummte aber augenblicklich, als er den Blick seines Kumpels einfing.

„Reden wir von was anderem. Du magst mich nicht?“

„Nein!“

„Oh das macht nichts, weißt du, wenn du jetzt sagen würdest, wie toll du meine Muskeln findest, müsste ich glatt denken, du wärst eine Schlampe, aber nein du hast Stil, meine Süße. Man muss sich nicht sonderlich mögen, wenn man zusammen ist. Weißt du, man genießt einfach die Zeit.“

„Ja, genau!“, stammelte Stanley. „Mom und Dad streiten sich auch immer, huhu.“

„Verstehe!“, sagte Valentine. *Eine Minute dreißig.*

„Ist das nicht schön, magst du keine Cola? Nein?“ Rouwe nahm ihr die Dose ab und öffnete sie. Schäumend ergoss sich die dunkle Brause über seine Hände. Er setzte an und trank die Dose in einem Zug leer. Dabei ließ er seine Muskelmasse unter seinem ärmellosen Unterhemd spielen, damit Valentine auch jede Faser seiner Kraft bewundern konnte. Sie versuchte zu lächeln. Rouwe rülpste, seine Freunde johlten.

„Boa!“, machte Stanley Bucket. „Das, das, das war bestimmt ein neuer Rekord. Boa aye, Mann aye! Fünf Sekunden oder so!“

„Los, so einen Elch schaffen wir auch!“, gluckste Christopher Banner und knackte den Verschluss einer neuen Dose. Auch er trank in einem Zug, aber das Getränk lief rechts und links an sei-

nem Mund vorbei, rann klebrig über seine Wange auf seinen Hals und kleckerte sein gelbes T-Shirt voll.

Eine Minute, dachte Valentine. *Wie lange kann eine Minute sein?*

Christopher zerknüllte mit einem dämlichen Grinsen die Dose in seiner Hand. Mit offenem Mund wartete er auf den Rülps, der schließlich von tief kam. Die Kerle lachten schallend, Stanley schlug sich auf die Oberschenkel. „Wow! Wow! Wow! So was von abefahren! Megahammer! Los, ich auch.“ Er angelte sich eine weitere Dose aus dem Rucksack, hielt sie vor sich, fixierte sie wie ein Magier einen Zaubergegenstand, dann erstarrte er plötzlich. Nach wenigen Sekunden hatte er sich gefasst und brüllte: „Scheiße!“ Er warf die Dose dem verdutzen Christopher zu, der sie reflexartig auffing, schwang sich auf sein Fahrrad und strampelte die 7th Street bergab.

Christopher sah ihm nach, blickte in Richtung Hafen, warf die Dose zu Rowe und schnappte sich sein Rad. „Wir sehen uns!“ Und weg war er.

Rouwe wollte aufspringen, aber da stoppte schon der Wagen des Sheriffs direkt vor der Parkbank.

Valentine grinste. *Das ging ja diesmal wirklich fix*, dachte sie.

„Wenn ich dich allein erwische, bist du fällig!“, raunte er.

„Meinst du, du kannst mir Angst machen, du Arschgesicht?“

„Oh ja, du wirst Angst haben. Du wirst verdammte Angst haben, das schwöre ich!“

Nur keine Angst zeigen, das ist es, was er will. Nur keine Angst zeigen, dachte sie. Aber er konnte es in ihren Augen lesen, sie sah es an seinem triumphierenden Blick. „Vor dir bestimmt nicht“, zischte sie trotzig.

Mr. Anderson lief um den Wagen. Rouwe saß noch auf der Bank, völlig verdattert.

„Ich höre“, verlangte der Sheriff.

„Er, Christopher Banner und Stanley Bucket haben mich abefangen.“

„Ich verstehe.“

„Was erzählst du da, du Miststück?“ Rouwe wollte aufspringen.
„Das kannst du mir auf dem Revier erklären.“
„So eine Scheiße, wir sitzen hier und ...“
„Du weißt genau, dass du dich ihr nicht nähern darfst. Wenn du dich nicht freiwillig daran hältst, muss ich wohl nachdrücklicher werden.“
„Hey, wieso? Mann, ich ...“
„Vally? Soll ich dich nach Hause bringen?“
„Nein danke, Mr. Anderson. Ich bin auf dem Weg zu Nelly Mata, ich habe Medizin für sie.“
„Okay, bist du sicher?“
„Ja, die beiden Feiglinge haben ihren Kumpel im Stich gelassen und tauchen sicher nicht so schnell wieder auf!“
„Wie du meinst. Ich schnappe sie mir später! Ab in den Wagen, na los Rouwe, zieh den Schädel ein oder du kriegst eine Beule.“
„Und mein Fahrrad?“
„Bleibt erst mal hier.“
„Hey, hier wird geklaut wie bei Räuubern. Wenn das wegkommt, verklag ich Sie!“
„Ja, ja. Keine Sorge. Ich kümmere mich auch darum. Und jetzt halt die Klappe, sonst verwende ich alles gegen dich, verstanden?“
Rouwe zwängte sich nach hinten und schlug die Tür zu. Er ballte die Faust Richtung Valentine, die ihm zuzwinkerte.
„Sag jetzt nichts, was du bereust!“, flüsterte Mr. Anderson zu Valentine.
„Keine Sorge! Und vielen Dank.“
„Deine Mutter hat mich angerufen. Du solltest ihr sagen, dass alles gut ist.“
„Tue ich, versprochen.“
„Ich sehe dich heute Nachmittag wegen einer Aussage, okay?“
„Aussage? Wieso?“
„Willst du, dass ich die Tür aufmache und ihn wieder aussteigen lasse?“
„Nein. Ich komme.“

Der Polizist hob einen Finger an seine Mütze und stieg in den Wagen. „Rouwe, es wäre besser, du hältst den Mund. Alles, was rauskommt, bringt dir noch mehr Ärger.“

„Schlampe! Arschloch!“

Mr. Anderson fuhr davon. Valentine setzte sich auf die Bank und nahm ihr Telefon, das immer noch mit zu Hause verbunden war. „Hi Mom, hast du gehört? Alles klar, danke. Nein, da muss ich noch hin, dann komme ich. Gehst du heute Nachmittag mit mir zum Sheriff? Wegen der Anzeige. Na welche wohl? Du hast ihn gerufen, und ich muss etwas zu Protokoll geben. Ja. Wie? Nein, verstehe schon. Dann bis später Mom.“ Sie beendete das Gespräch. Mit einem tiefen Seufzer versuchte sie, ihr langes Haar aus dem Gesicht zu wischen, aber es flog immer wieder vor ihre Stirn. Schließlich gab sie es auf und schob ihr Rad den Rest des steilen Hangs nach oben. Hier schaffte sie es nicht mehr, anzufahren. Nach wenigen Minuten erreichte sie das letzte Haus vor den Dünen und lehnte ihr Rad an die Veranda.

Niemand reagierte auf ihr Klingeln. „Mrs. Mata? Huhu. Ich bin es, Valentine. Ihre Tabletten. Miss Mata?“ Sie war für halb eins angekündigt, nun war es Viertel vor. Mrs. Matas Auto stand in der Einfahrt. Valentine lief um das Gebäude herum und klopfte an die Fenster. Nichts.

Sie wollte gerade gehen, als sie etwas hörte. Vorsichtig schlich sie sich zurück an die Seite. Knapp über dem Boden war ein Kellerfenster mit Eisengittern davor. Sie beugte sich hinab und starrte hinein. Etwas bewegte sich dort. Es war zu duster, um Genaues zu erkennen.

„Mrs. Mata?“, rief Valentine. „Mrs. Mata? Warten Sie, ich komme.“ Sie lief zum Eingang und drückte gegen die Tür. Sie war nicht verschlossen. Valentine rannte durch den niedrigen Flur auf die Kellertreppe zu. Sie kannte sich aus. Immer, wenn sie hierherkam und Medizin brachte, schenkte Mrs. Mata ihr Limonade oder Tee ein und sie unterhielten sich über ihr Hobby, die Inka und die Maya. Ihr ganzes Haus war so eingerichtet. Aber dieses Mal hatte Valentine keine Augen für die Kunstgegenstände und Zeichnun-

gen an den Wänden. Die Bodenklappe zum Keller war geöffnet. Valentine lief hinab und blieb kurz vor der untersten Stufe stehen.

„Oh mein Gott!“, rief sie. „Nicht bewegen, ich rufe Hilfe.“ Sie tippte auf ihr Display und wählte den Notruf „Hallo? Ich bin Valentine Wellmill. Bitte kommen Sie unverzüglich zu 1185 elfte Straße Mary’s Town auf Mary Island. Und beeilen Sie sich! Mrs. Nelly Mata ist die Treppen herabgestürzt und blutet, sie bewegt sich nicht. Wie? 20 Minuten? Das ist nicht Ihr Ernst. Verstehe! Danke.“ Sie beendete das Gespräch und stieg über den blutenden Körper hinweg. „Bleiben Sie liegen! Ich rufe Doktor Shipman, der ist bestimmt eher hier. Doktor Shipman? Hier ist ... Hallo Tim. Ist dein Vater da? Natürlich ist es dringend. Hallo? Ich habe keine Zeit. Kommt sofort zum Haus von Nelly Mata. Sie ist schwer gestürzt. Ja, danke.“

Valentine sah sich um. Hier gab es kaum etwas, was sie tun konnte, außer zu warten. Mrs. Mata röchelte. Das Mädchen rieb der alten Dame sanft über die Wange. „Alles wird gut!“, hauchte sie und wusste doch, dass nichts mehr so sein würde, wie es war.

Wenn dieser Arsch von Rouwe mich nicht abgefangen hätte, wäre das hier nicht passiert, dachte sie und sagte leise: „Das wirst du büßen, eines Tages wirst du alles bezahlen. Und ich werde dabei sein, wenn kassiert wird.“

Pläne

Als Julie die Ziegen, Schweine und Kühe versorgt hatte, die von ihren Eltern an Ostern von einer Farm gerettet wurden, kläffte Ruffty laut los, rannte zur Scheunentür und kratzte mit den Pfoten daran, um sie zu öffnen. Julie sah ihn nervös an. „Was ist, alter Knochen?“, fragte sie und streichelte den Mischlingshund beruhigend über den Kopf. „Ist doch alles in Ordnung. Ist nur ein Auto. Brav. Immer gut aufpassen!“

Es schien, als hätte Ruffty sie verstanden, er winselte und wedelte mit dem Schwanz. Ihre Stimme beruhigte ihn. Mühsam trottete der betagte Hund in seine Ecke im Stall und ließ sich auf seine

Wolldecke plumpsen. Ein altersschwacher Van keuchte die Auffahrt zur Ranch der Seidels hinauf und rollte knisternd auf dem feinen Schotter aus. Hinter dem Scheunentor beobachtete Julie einen großen hageren Mann. Er stieg aus dem Wagen und klingelte an der Haustür. Sally öffnete und begrüßte ihn strahlend. Julie schlich in das Haus und sah, dass Sally und ihr Dad in der Küche mit dem Mann redeten. Sie trat neugierig dazu.

„Das finde ich auch“, sagte Sam gerade und fügte hinzu: „Oh! Das ist meine Tochter Julie. Julie?“ Er wandte sich ihr zu: „Darf ich vorstellen? Frank Nolan.“

„Hallo Mr. Nolan.“ Julie gab dem Fremden die Hand.

„Er und seine Familie haben letzten Sommer hier Urlaub gemacht“, erklärte Sally. Mr. Nolan drückte schlaff zu, so wie sie es erwartet hatte.

„Sehr erfreut. Ja, wie ich bereits erwähnte, ich bin auf dem Weg nach Savannah und dachte mir, dieser Abstecher muss sein. Ich wollte euch wenigstens Guten Tag sagen.“

„Möchtest du nicht doch einen Kaffee?“, bot Sally an und reichte ihm einen Pott, ohne die Antwort abzuwarten. Zögernd nahm er ihr Angebot an.

„Setz dich“, forderte Sam ihn auf und fragte: „Wie geht 's Edith?“

„Prächtig! Meine Frau hat einen Job als zweite Marktleiterin in einem Supermarkt.“

„Oh je, dann hat sie sicherlich viel zu tun“, vermutete Julies Vater.

Mr. Nolan senkte den Kopf. „Ja, mehr als ihr lieb ist. Vor allem muss sie samstags und sonntags ran.“

„Die Arme. Macht es ihr denn Spaß?“ Sally schob einen Teller mit Keksen vor ihn hin.

Er griff zu und knabberte an einem dunkelbraunen Schokoladencookie: „Ich glaube schon!“

„Das ist wichtig“, bekräftigte Sally.

In die Stille, die sie umgab, sprach Frank Nolan Julie an: „Und ihr wohnt also nun hier?“

„Steven, Justy und ich, ja.“

„Willkommen in den Vereinigten Staaten von Amerika.“

„Danke!“ Julie lächelte verlegen.

„Dann ist das Dachgeschoss ja endlich belegt.“ Mr. Nolan nickte Julie freundlich zu, während er die Tasse an den Mund setzte.

„Fast! Ein Zimmer ist noch frei. Das hat meist Dana in Beschlag“, entgegnete Julie und ließ sich ebenfalls einen Pott reichen.

„Ich verstehe, ja, viel Zeit habe ich nicht, ich muss los, wie gesagt. Es ähm, freut mich, wie sich das hier entwickelt hat. Wir wünschen euch noch alles Gute in der Zukunft.“ Mr. Nolan erhob sich, stellte seine halb volle Kaffeetasse auf den Küchentresen und wandte sich zum Gehen.

„Das Gästezimmer ist frei, wenn es sich einrichten lässt, kannst du gerne diese Nacht hier schlafen“, bot ihm Sam an.

„Oh, danke, aber ich muss nach Savannah.“

„Heute noch?“

„Ich übernachtete dort und morgen früh muss ich ... etwas ... Geschäftliches erledigen.“

„Ah, eine Dienstreise“, brummte Sam.

„Genau.“

Julie kam es unehrlich vor. Sie mochte zwar den Mann auf Anhieb, aber er schien nicht die Wahrheit zu sagen.

Mr. Nolan stand im Flur und trat auf die Tür zu.

„Wie geht es Burt?“, warf Sally rasch dazwischen, sodass Mr. Nolan sich umdrehen musste, um zu antworten. Er sah besorgt aus und sein aufgesetztes Lächeln wirkte auf Julie gequält.

„Den Umständen entsprechend, weiterhin gut. Alles in Ordnung. Viele Grüße von ihm.“ Mr. Nolan schüttelte unmerklich den Kopf und schlurfte zur Tür. Sally und Sam folgten ihm. Mr. Nolan winkte, als er in seinem Auto die Auffahrt hinunterfuhr. Eine Staubwolke wehte hinter ihm her und verdrängte kurz den Duft nach frischem Gras und Meer.

Julie kehrte zurück in die Scheune und kümmerte sich um Yellow. Sie wartete darauf, von Julie geduscht und gestriegelt zu werden, die Hufe waren völlig verdreckt. Außerdem gab es bald Regen. Die Falbenstute wurde stets unruhig, wenn Hunde und Katzen vom Himmel fielen, wie man hierzulande einen Wolken-

bruch nannte. Aisha trabte heran und knabberte an Julies Haar. „Hey Großer, lass das!“, forderte sie von ihm und genoss es dennoch.

Am Abend saßen die Kinder schwatzend am Tisch, während Sally und Sam schweigend ihre Sandwiches kauten. Draußen tobte ein Unwetter. Still füllte Sally jedem Kräutertee in die Tassen. Julie bemerkte, dass etwas nicht stimmte.

„Ist was?“, fragte sie.

Sam antwortete hastig: „Nein, wir ... sind nur müde, das ist alles.“

Doch dann traf Julie ins Schwarze: „Dieser Mr. Nolan, was wollte er?“

Sally und Sam sahen sich an, dann räusperte sich ihr Dad und erzählte: „Frank und Edith Nolan haben mit ihrem Sohn Burt letzten Sommer hier zwei Wochen Ferien verbracht. Sie bewohnten zwei Zimmer unter dem Dach, die anderen waren noch nicht so weit.“

„Ich glaube, es war ihr erster richtiger Urlaub seit ...“, ergänzte Sally und verstummte. Die Jungs verfolgten gebannt das Gespräch.

„Seit wann?“, bohrte Julie nach.

„Seit dem Unfall!“ Sally erhob sich und ging um den Tresen herum in die Küche.

„Was ist geschehen?“ Steven blickte erwartungsvoll.

Sam wischte sich mit der Serviette über den Mund und lehnte sich zurück. „Es war ein Autounfall. Ein betrunkenere Mann hatte den Wagen der Nolans gerammt. Dabei starb Betty. Burt wurde schwer verletzt.“

„Betty?“ Julie verschränkte die Arme vor der Brust.

„Burts Schwester Elizabeth. Sie wurde nur ... zehn Jahre alt. Burt war damals acht. Seit nun sechs Jahren sitzt er im Rollstuhl. Er hat viele Operationen hinter sich.“

„Und der Fahrer?“, hakte Julie nach.

„Wurde nie gefasst. Frank und Edith überlebten fast unverletzt, der Truck raste in ihr Heck und ...“ Sam schwieg, als kämpfe er mit Erinnerungen, die nicht ihm gehörten und ihm doch nahe gingen.

Sally kam an den Tisch. An ihrem Make-up sah Julie, dass sie geweint haben musste. Sie trug zwei volle Weingläser und schob eines zu Sam hin. Er sah sie an, nickte dankbar und nippte an dem Rotwein.

„Und Burt, also der Kerl fühlte sich hier wohl.“ Sally setzte sich und leerte mit einem großen Schluck das Glas zur Hälfte. Julie erkannte sofort, dass sie trank und nicht, wie üblich, genoss.

„Kann man so sagen“, bestätigte Sam.

„Das klingt so ... resigniert“, bemerkte Julie. „Meinst du das sarkastisch?“

„Oh nein. Ich glaube, es hat ihm wirklich gut getan.“ Sam trank das Glas ganz aus.

„Sie haben unter dem Dach gewohnt?“ Steven schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ganz recht“, antwortete sein Vater.

„Wie kam dieser Bursche mit einem Rollstuhl die Treppe rauf?“ Steven blickte verwundert in Richtung des Treppenhauses.

„Am Geländer ist ein Aufzug, ein sogenannter Lifter. Er stammt noch von den Fletchers. Seine Frau war am Ende auch an den Rollstuhl gefesselt.“

Julie erinnerte sich an Danas Schilderungen, wie das Ehepaar, das die Ranch vorher besessen hatte, sie und ihren Papa vertreiben wollte. Nachdem Mrs. Fletcher gestorben war, verkaufte ihr Mann das Anwesen an Sam und zog nach Denver in Colorado.

„Wo soll der sein? Ich habe dort noch nie so was gesehen!“, gab Justy zu bedenken.

„Man kann eine Plattform einhängen und mit einem Motor rauf und runter fahren“, erklärte Sam. „Aber sie ist zurzeit in der Garage.“

„Ach? Dafür ist diese ... diese komische ...“

„Zahnradchiene“, half ihr Dad aus.

„Genau, das gezackte Ding an der Wand“, sagte Julie. „Ich habe mich schon gefragt, was das soll.“

„Und jetzt?“ Steven nahm sich noch ein Brot und belegte es mit Käse, Mayo, Ketchup, Wurst und Paprika.

„Ich denke, Mr. Nolan wollte für den Sommer buchen, aber wir sind besetzt, nicht wahr?“ Julie schob ihren leeren Teller zurück.

„Das glaube ich auch. Er traute sich nicht zu fragen.“ Sally schluckte den restlichen Wein hinunter.

„Aber ein Apartment ist doch frei“, stellte Julie fest. „Sie können doch dort wohnen, oder nicht?“

„Das ist für Jasmin, wenn sie aus Deutschland kommt“, bestimmte Sam und rückte sein halb gegessenes Sandwich beiseite.

„Jasmin kann bei mir bleiben“, überlegte Julie, „es hängt nur am richtigen Timing. Ich meine, vielleicht sind sie nicht alle gleichzeitig hier, oder? Wann werden die Nolans kommen wollen?“

„Das ist lieb von dir“, lächelte Sally. „Was ist dann mit Dana und Cindy? Nein! Wir haben keinen Platz.“

„Ich könnte bei Steven schlafen, Jasmin bei Julie und Simsalabim:“, Justy fuchtelte mit den Armen, „plötzlich sind zwei Zimmer frei!“

„Du bei mir? Und wenn ich Freunde einladen will?“ Steven schüttelte den Kopf. „Außerdem hast du eine eigene Playstation, du brauchst meine nicht mehr.“

„Aber du die geileren Spiele.“

„Upps!“, machte Steven. „Einen Dollar.“

„Mist.“

„Zwei.“

Justy zog den Mund in die Breite. Es war schließlich seine Idee gewesen, ein Fluchschwein anzuschaffen, in das jeder einen Dollar zu zahlen hatte, wenn er ein Schimpfwort benutzte. „Mann, bist du kleinlich, es ist mir doch nur rausgerutscht.“

„Zwei Dollar“, beharrte Steven grinsend. Als auch sein Vater ihn scharf ansah, nickte er.

„Es ist kein Platz“, bekräftigte Sam noch einmal. „Frank hat das kapiert und gar nicht erst gefragt.“

„Wenn wir über den Garagen bauen?“ Julie gab noch nicht auf.

„Hey, cool: Feriendomizil Seidel. Erleben Sie original deutsche Gastfreundschaft mit amerikanischem Flair!“ Steven grinste frech. „Das hat was.“

„Das ist zu teuer.“ Sam sprach langsam und betonte jedes Wort einzeln.

Also hat er auch schon daran gedacht! Julie zog ihren Mund zu einer Schnute.

„Ich habe mit Mr. Fink diskutiert“, bestätigte er ihre Gedanken. „Er ist Bauunternehmer. Es würde uns mindestens 35.000 Dollar kosten.“

„Oh, das ist viel Geld“, pflichtete Julie bei und begann, den Tisch abzuräumen.

„Und ich habe bereits mit Mrs. Dillon gesprochen. Sie schlug vor, eine Hypothek auf die Ranch aufzunehmen. Investitionen für touristische Infrastruktur sind im Augenblick gang und gäbe.

„Du meinst, wir nehmen Schulden auf, um ein Haus zu bauen?“, fragte Justy.

„Das würde Mrs. Dillon so passen. Allerdings sieht es nicht gut aus, mit den Banken und den Krediten. Wir haben eine schwere Krise und es wird noch schlimmer. Ich merke es an meinen Kunden, sie zahlen auch nicht mehr so schnell wie früher.“

„Wer ist Mrs. Dillon?“, wollte Steven wissen.

„Sie leitet die First National Bank, dort habe ich meine Konten. Ich müsste ... ein paar Aktien verkaufen.“ Sam schwieg eine Weile, als er nicht unterbrochen wurde, fügte er an: „Aber das ist ein Notgroschen.“

„Hey Kinder, ab ins Bett, es ist spät.“ Sally erhob sich und brachte ihren Teller in die Küche.

„Aber das letzte Wort ist noch nicht gefallen, oder?“ Julie nahm die Butter und die Wurst, um sie zum Kühlschrank zu tragen.

Sam schüttelte den Kopf. „Nein, das nicht. Das wird alles kompliziert. Macht euch nach oben, wir räumen schon ab. Sally hat recht, es ist spät.“

Mürrisch verzogen sich die Geschwister in ihre Zimmer.

In den nächsten Tagen telefonierte Sam viel. Die Schule verlangte zudem alle Aufmerksamkeit, so dass Julie nicht mehr daran dachte. Als am Ende der Woche Mr. Fink mit mehreren Rollen

Papier auftauchte und sich intensiv mit ihrem Vater unterhielt, wusste Julie, dass, entgegen der ersten Meinung ihres Vaters, nun doch Ferienwohnungen gebaut werden sollten.

Das Haus war rechteckig und mit einer Länge von guten achtzehn Metern und bei einer stattlichen Breite von neun Metern sehr geräumig. Der Eingang vorne links an der Seite lag direkt neben der großen Garage, deren eigenes Dach nur bis zur Hälfte der Höhe des Farmhauses reichte. Die Scheune mit dem Pferdestall und den Ziegen und Kühen, die sie seit Ostern überraschend als Pflegefall des Tierschutzvereins übernommen hatten, stand schräg vor der vorderen Veranda. Von dort überblickte man nicht nur die gesamte Auffahrt hinunter zur Straße nach Mary's Town und Dune im Norden, sondern auch das Scheunentor. Mr. Fink schrieb sich einige Maße auf und tippte Daten in seinen Laptop. Außerdem knipste er zahlreiche Fotos mit seiner Digitalkamera. Er schloss sich mit Sam in das Arbeitszimmer ein, das für alle tabu war. Wenn ihr Vater hier drin war, durfte er nur gestört werden, wenn die Feuerwehr anklopfte.

Erst am späten Abend, als Sally sich in die Höhle des Löwen wagte, um nach dem Abendessen zu fragen, kamen sie heraus. Mr. Fink und Sam verabschiedeten sich mit einem festen Handschlag. Sam kam fröhlich an den Tisch und nahm das Telefon in die Hand. Julie, Steven und Justy starrten ihn stumm an.

Er wählte eine Nummer, die er sich auf einen Zettel notiert hatte und wartete. „Hallo Edith, Sam Seidel von Mary Island hier. Wie geht es euch? - Das freut mich. Frank war hier und bestellte Grüsse, aber er hatte kaum Zeit. Ich möchte nachfragen, ob ihr diesen Sommer wieder zu uns kommen wollt.“ Sam lächelte, während er in die verdutzten Augen seiner Kinder schaute. Bevor die etwas erwidern konnten, hielt er seinen Finger vor die Lippen: „Pscht!“ Dann begrüßte er Frank und fragte erneut: „Also die Kids haben ja alle Räume unter dem Dach in Beschlag ... Ich werde zwei große Apartments über der Garage bauen lassen. Ganz neu! In einem Monat sollen sie fertig sein. Also? - darum rufe ich an - ja, ja doch, über den Preis werden wir einig, dasselbe wie im vergangenen

Jahr - wann? - wie lange? Zwei Wochen? Anfang Juli? Nun, Mitte Juni sollte es vollendet sein, ja klar. Das kriegen wir hin - grüß Burt - sehe ich auch so. Den genauen Termin kann Edith in den nächsten Tagen mit Sally abstimmen. Wir werden beide Zimmer für euch reservieren. - Okay! Bye.“ Sam legte auf.

„Nun erzähl!“, verlangte Justy.

„Ihr hattet recht. Frank fragte nicht, weil er wusste, dass wir keinen Platz haben.“

„Das wissen wir, okay! Aber was ist mit dem Anbau?“ Julie ließ nicht locker.

„Am Montag geht es los. Ich habe mich nach langem Nachdenken entschlossen, ein Aktienpaket zu verkaufen, ehe es den Bach runtergeht. Das deckt die Kosten, auch wenn es bereits nicht mehr das wert ist, was es noch Ende letzten Jahres war.“

„Ich glaube dir, dass dir das nicht leicht gefallen ist“, seufzte Julie. „Aber ich glaube auch, dass es die richtige Entscheidung war.“

„Ach ja?“

„Sieh mal. Wenn der Wert der Aktien schwankt, dann können sie mal teuer sein und mal billig.“

„Ah, sehr gut erkannt, Mrs. Broker.“

„Wie?“

„So nennt man die Aktienhändler hierzulande, aber weiter, ich habe dich unterbrochen.“

„Ja, also du kannst bei Aktiengeschäften viel Geld verlieren.“

„Richtig!“ Sam lächelte.

„Aber das Haus, ich meine, das ist da, oder?“

„Ja, so haben wir es uns auch gedacht.“

„Wir?“ Julie hob die Augenbrauen, dann verstand sie. *Sally!*, dachte sie und blickte in das Lächeln der Frau an der Seite ihres Vaters. Wie so oft hatte die ihn überzeugt. Julie blinzelte ihr zu.

Sam klatschte in die Hände: „Nach dem Diner zeige ich euch die Pläne.“

Noch nie war der Tisch nach einem Essen so schnell sauber und abgeräumt wie an diesem Abend.

Albtraum

„Ahhhhhhh!“ Julie saß senkrecht im Bett. Ihr Herz raste, Schweiß rann über ihren Nacken den Rücken hinab. Zitternd registrierte sie, dass das Grau um sie langsam verschwamm. Ihr Zimmer schimmerte im Dämmerlicht. Durch die Ritzen in den Jalousien spielte Sonnenlicht auf den Mustern des Teppichs. Unzählige Staubteilchen tanzten im Raum.

„Was ist denn los? Julie? Alles Okay? Du schnaufst ja.“ Dana setzte sich neben sie. „Hattest du einen bösen Traum?“ Dana wartete nicht ab, bis Julie antwortete. Sie stand auf und zog die Rollläden vor den Fenstern auf. Das Licht brannte auf Julies Augen. „Magst du darüber sprechen?“

„Ich ... ich weiß nicht.“

„Was ist das? Was siehst du? Was erschreckt dich so?“

„Ich ...“ Julie war endgültig aufgewacht, „ich weiß nicht, ich erinnere mich nicht“, log sie. Sie erinnerte sich genau: Da war dieser Weg durch die Dünen, hoch zum Hügel. Ein Strudel, der vor ihr kreiste wie ein Tornado. Tosender Lärm um sie herum, das Geschrei der Möwen und das Brausen des Sturms. Aus einem Loch im Boden schälte sich der Truck, er schraubte sich mit dem Wirbelsturm in die Höhe, mehr und mehr von ihm kam zum Vorschein. Dann brach die Erinnerung ab.

Julie zog die Decke ganz zurück. „Es scheint spät zu sein“. Sie schüttelte hustend den Traum ab. „Mein Gott!“, schrie sie, als sie auf den Wecker blickte. „Gleich neun Uhr! Sally wollte zum Shopping.“ Mit einem Satz hüpfte sie aus dem Bett, huschte zur Tür und sprang die Treppe hinab. Das Haus war leer. Auf dem Esstisch lag ein Zettel: „Guten Morgen! Bis heute Mittag, wir bringen was zu essen mit. Sally“.

Dana stieß in ihrem Nachthemd dazu. „Wolltest du etwa mit?“

„Ja, ich brauche dringend neue Klamotten.“

„Okay.“ Dana neigte den Kopf und betonte das Wort so spöttisch, dass Julie verstand, was sie meinte: Julies Sachen waren nach dem Geschmack ihrer Freundin einwandfrei in Ordnung.

„Dana“, presste Julie gequält hervor. „Ich habe kaum etwas für den Strand und außerdem ...“

Der tiefe Gong der Türklingel unterbrach abrupt ihre Diskussion. Ungläubig betrachtete Julie den Videomonitor: „Was will denn Vally hier?“

„Frag sie, nicht mich“, erwiderte Dana.

„Hm.“ Julie öffnete die Tür.

„Hi Julie, ich ... oh, hab ich dich wach gemacht?“

„Wieso?“

„Du ...“

Julie sah an sich herab und auf ihren Schlafanzug. „Shit. Ja, was ist los?“

„Tut mir leid. Aber ich ... ist Steven da?“

„Warum?“, fragte Dana und sah sie überrascht an.

„Oh, hi Dana! Ich habe mein Mathebuch im Spind der Schule vergessen und mein Hausaufgabenheft. Übermorgen schreiben wir einen Test.“

„Komm rein“, schlug Julie vor. „Ziehst du bitte die Schuhe aus?“

Vally sah betreten zu den Mädchen. „Ich möchte euch keine Umstände machen, ich meine, wenn Steven nicht da ist, dann ...“

„Jetzt komm schon“, forderte Julie sie auf und gab den Weg frei. Valentine steckte ihre Socken in die Lederstiefel. Julie fiel auf, dass sie bei diesem Wetter keine Sandalen trug. Wie Dana war sie stets in ihren Arbeitsschuhen unterwegs.

Ob das gerade hip war? Julie besah sich nachdenklich Valentines klobige Treter.

In Julies Zimmer setzte sich Valentine auf den Sessel und sah sich um: „Hübsch hast du es hier.“

„Danke.“

„Ich dusche!“ Dana schloss die Tür zu Julies Badezimmer hinter sich.

„Du hast ein eigenes Bad?“

Julie nickte: „Meine Brüder haben auch je eins.“

„Ist ja krass.“ Valentine sah sich interessiert um.

„Ich gehe zu Steven und suche nach dem Buch. Kommst du mit?“

„Okay!“ Sie folgte Julie in Stevens Reich. Mit verschränkten Armen wartete sie im Türrahmen und saugte alles auf. Sie wagte es offenbar nicht, einen Fuß in Stevens Bude zu setzen.

Julie lächelte darüber. „Das da?“ Sie hielt ein Buch hoch.

„Hm? Ja.“

„Und hier ist sein Matheheft. Ich kann mit meinem Drucker Kopien anfertigen.“

„Echt? Cool.“

An Julies Schreibtisch kopierten sie die Seiten. In frischen Kleidern wirbelte Dana um sie herum und rubbelte ihre Haare trocken. „Bad ist frei.“

„Ich beeile mich.“ Julie nahm Shorts, Unterwäsche und ein T-Shirt und verschwand im Bad.

Dana ließ sich auf die Couch fallen und starrte Valentine an, bis das Mädchen den Blick auf den Teppich senkte und flüsterte: „Ich ... wollte sagen, dass ich mich riesig für euch freue, Dana.“ Sie hustete.

„Wieso?“ Dana sah Valentine lauernd an.

„Na, wegen des ‚Indian Documentation Centers‘.“

„Ach?“ Mehr kam aus Dana nicht heraus. Stattdessen stand sie auf, nahm drei Trinkgläser aus dem Regal und eine große Flasche Cola aus Julies Kühlschrank.

„Und natürlich, dass du nicht wegziehen musst.“

„Ach?“, wiederholte sie.

„Also, dass es so gut ausgegangen ist.“

„Das haben wir Steven zu verdanken!“ Dana schenkte zwei Gläser ein.

„Ich habe es gehört. Wie ist es dazu gekommen?“

Dana setzte sich im Schneidersitz vor Valentine und legte den Kopf schief. „Ganz Mary’s Town weiß das, du nicht?“

Valentine zuckte kurz nach diesem Vorwurf, sie sah auf den Boden: „Ich kenne nur das, was die Kunden tratschen, die in unseren Drugstore kommen. Das Bisschen, was die Zeitung druckte, war ja gelogen. Allein schon, weil man den Truck nicht erwähnt hat. Du warst dabei. Wie war es?“

„Du willst es wirklich wissen?“

„Klar.“

Dana entspannte sich und nippte an ihrem Glas. „Es begann damit, dass mein Vater Visionen bekam. Er ahnte den Tod unter den Hügeln. Die Leute glaubten ihm nicht.“

„Und wir dachten, er wäre besoffen.“

„Zugegeben, betrunken hat er sich auch, aber immer erst nach den Träumen, um sie zu vertreiben.“

„Ich verstehe, keiner hat ihm geglaubt?“

„Nein! Niemand.“

„Du auch nicht?“

Dana erhob sich, zog die Gardinen zur Seite und sah hinaus, während sie sich auf die Lippe biss. „Nein. Ich auch nicht.“ Sie schloss die Lider. „Mit der Zeit wurde es schlimmer.“

„Einmal ist dein Pa sogar in die Drogerie getorkelt und hat rumgeschrien. Oh, entschuldige.“ Valentine blickte traurig zum anderen Fenster, um Dana nicht ansehen zu müssen, die sich inzwischen umgedreht hatte.

„Hey, ist okay, es ist ja die Wahrheit.“ Danas Lächeln misslang.

Valentine traute sich nun Dana in die Augen zu schauen: „Also? Wie war das? Ich meine, was hat er ... gespürt?“

„Er hat versucht, es mir so zu beschreiben, als wenn er durch eine dunkle Stadt ginge und Angst bekommen habe. Er sei gerannt und außer Atem an einem hellen Platz angekommen, der ihm Sicherheit versprach.“

„Das Sanktuarium?“

„Ja“, antwortete Dana knapp.

„Und wie hat Steven das mit dem Laster und seiner Ladung rausgekriegt?“

„Er hatte von Mr. Booker die Ferienaufgabe erhalten, die Veränderung der Insel im Laufe der Jahre zu vergleichen.“

„Ich weiß.“

„Woher?“ Dana verkrampfte sich.

„Wir sitzen in einer Klasse, Dana.“

„Oh, ja, stimmt. Hab ich vergessen.“ Sie ließ sich auf den Sessel fallen. Julie kam in Shorts und T-Shirt sowie einem Handtuch um den Kopf gewickelt zurück. „Julie kann besser erzählen, wie das war, in den Hügeln bei dem Loch.“ Dana presste die Knie gegen ihren Bauch und umschloss ihre nackten Füße mit den Händen.

Valentine zog die Beine genauso an wie Dana, wobei Julie den Blick nicht von Valentines Fuß abwenden konnte: Waren das Narben, die die Haut überzogen? Sie schluckte. Sofort zog Valentine am Fuß, bis sie ganz darauf saß.

„Woher wusste Steven das von dem Truck?“ Sie wand sich und verzog kurz den Mund. Der Augenblick war lang genug, sodass Julie es bemerkte: Valentine hatte Schmerzen.

„Nun!“ Julie zögerte. Sie dachte daran, wie Steven ihr berichtete, dass er einen Weg entdeckt habe, der unter der mittleren kleinen Düne verschwand. Nur zwei schwache Spurrinnen zeugten von dem alten Pfad. Dass er dort ein UFO vermutete, welches er ausbuddeln wollte, das mochte sie dann doch nicht verraten. Stattdessen blieb sie bei der halben Wahrheit: „Er hat herausgefunden, dass früher ein Weg quer durch das heutige Naturschutzgebiet führte und dass die Spuren sich direkt am Fuß des dritten Hügels verloren.“

„Aber wie kann eine Straße nach so langer Zeit noch zu erkennen sein?“ Valentine sah Julie ungläubig an.

„Mr. Simeons hat erklärt, dass sie damals einen Weg mit Schotter eingeebnet hatten. Um Staub zu vermeiden, war es üblich, diese Pfade mit Öl zu tränken. Der Wind hat später alles vergraben. Nur die Pflanzen wuchsen nicht so üppig wie nebenan.“

„Ein Sturm hat also den großen Hügel geteilt und den Laster unter sich begraben?“, fragte Valentine. Julie und Dana nickten stumm. „Ah, jetzt verstehe ich.“ Valentine nippte an ihrem Glas.

„Steven hat ein Loch gebuddelt. Als ich hineinsah ... da ...“ Sie stockte. Valentine forderte sie schweigend auf, fortzufahren, indem sie ihr Gesicht anspannte. „... bin ich erschrocken!“, ergänzte Julie. Sie erinnerte sich, wie sie mit der Taschenlampe durch die Windschutzscheibe gestarrt und die Leiche des Fahrers gesehen hatte. Ein Bild, das sich tief in sie gebrannt hatte und das sie niemals mehr vergessen würde. „Ich bin zu meinem Pferd gerannt und wie der Teufel nach Hause geritten, um Papa zu alarmieren.“ *Ich schlafe schlecht seit dem*, wollte sie ergänzen, aber sie vermied es. Warum sollte sie das ausgerechnet Valentine anvertrauen, ein Mädchen, das sie kaum kannte? Da wäre Dana zuerst an der Reihe. Selbst die wusste nichts von den Albträumen, von denen einer sie heute Morgen aus dem Tiefschlaf gerissen hatte.

Dana holte tief Luft und sagte mit gepresster Stimme: „Und die Idioten aus der Stadt, allen voran Henry Miller, waren zu uns gekommen, mit Autos und Hacken, mit Gewehren und einem Strick, um meinen Dad aufzuknüpfen!“ Dana drückte ihr Kinn auf die Knie.

Valentine schlug die Hand vor den Mund: „Oh mein Gott! Papa hat erzählt, sie seien losgezogen, um ihm die Meinung zu sagen. Meine Mom hat den Sheriff angerufen.“

„Ich weiß nicht, wo Sheriff Anderson war. Jedenfalls nicht dort“, Dana klang bitter.

„Das hat seine Assistentin Sue auch gemeint.“ Verlegen sah Valentine nach unten.

„Wir kamen eben noch rechtzeitig. Als wir eintrafen, waren die Insulaner gerade dabei, John ... ich meine, es ... immerhin haben sie uns zugehört und sind uns dann gefolgt. Schließlich haben sie den Laster ausgebuddelt.“

„Das war sicher ... aufregend.“ Valentine trank ihr Glas leer und hielt es sich an die Stirn, als ob sie Kopfschmerzen habe.

„Es war Scheiße!“, rief Dana und in diesem Wort entlud sich ihre Wut über die Situation.

„Das glaube ich dir, entschuldige.“ Valentine stand auf. Sie legte ihre Hand auf Danas Schulter: „Tut mir echt leid. Dad hat mir leb-

haft davon berichtet, wie du während der Verhandlung mit dem General Dellinger ganz schön abgedrückt hast, Julie.“

Julie starrte wieder auf Valentines Füße. Das Mädchen hinkte. Ihr linker Fuß zeugte von vielen Operationen. Sie wandte den Blick rasch aus dem Fenster, weil sie sich schämte, so genau hingesehen zu haben. „Deringer. Er heißt Deringer. Ich war so sauer!“

„Wieso?“

„Als es klar war, was wir da gefunden hatten, kam sofort das Militär und hat alle Spuren verwischt. Trooley, dieser Arsch, verlangte, dass wir den Mund halten.“ Julie fühlte dieselbe Wut in sich hochkriechen wie damals.

„Trooley ist Bürgermeister. Er muss an die Gemeinde denken!“, versuchte Valentine ihn zu verteidigen.

„Dieser Hirni von der Army hätte am liebsten alles unter den Teppich gekehrt, nichts sollte nach oben kommen und der Schwächling hat tatsächlich aufgegeben.“ Julie lief umher und wedelte mit dem Armen. „Und so was schimpft sich Stadtoberhaupt. Unfassbar.“

„Das hat Pa auch gemeint“, sagte Valentine.

„Aber wir haben ihn ...“ *reingelegt*, wäre ihr fast herausgerutscht. Sie biss sich rechtzeitig auf die Lippen, „... mit Fakten konfrontiert!“, ergänzte sie erleichtert. Zum Glück war ihr diese Ausrede gerade noch eingefallen.

„Dad hat gesagt, als ans Tageslicht kam, dass es sich um einen verschütteten Militärtransport handelte, hat Mr. Trooley gleich die Armee alarmiert. Sie haben die Düne abgetragen und den Truck ganz geborgen.“ Valentine setzte sich und verbarg ihren Fuß wieder unter sich.

Julie schenkte Cola nach. „Sie haben das National Refuge durch schwer bewaffnete Soldaten abgeriegelt, und ich wurde mehr als einmal vertrieben, weil ich mit Yellow zum Millerschen Strand reiten wollte.“

„Danke, Julie! Der alte Miller war zufrieden. Dad sagt, er erhielt eine Entschädigung, weil sein Kiosk geschlossen bleiben musste.“

Wieso seid ihr dabei gewesen? Bei der Gemeindeversammlung, meine ich.“ Valentine trank einen Schluck.

„Das hat Mr. Simeons veranlasst“, erklärte Julie.

„Ich mag ihn“, meinte Valentine.

Der deutschstämmige Lehrer der Albert Hill Highschool hatte Julie und Steven Nachhilfeunterricht im Umgang mit ihren neuen Landsleuten gegeben.

„Die Army hat dort ganze Arbeit geleistet.“ Julie spuckte den Satz beinahe aus. Die alte Straße war offengelegt worden und gab den ursprünglichen Weg zur verlassenen Militärbasis frei. Als neue Inselstraße führte sie an der Imbissbude der Millers vorbei nach Norden.

„Den dritten Hügel haben sie komplett weggebaggert. Während der Sitzung hat der General versucht uns zu erpressen, indem er drohte, ein militärisches Sperrgebiet anzulegen“, fuhr Julie fort. „Wenn das die Runde gemacht hätte, wäre die Insel als Touristenziel am Ende. Nicht nur für die großen Hotels, sondern für alle.“

„Dad ist der Meinung, wir sollen lieber die Füße stillhalten.“

„Ich bin explodiert!“ Julie konnte sich auch jetzt kaum beruhigen. „Ich bin aufgesprungen und habe diesem Offizier ins Gesicht gebrüllt, dass er versagt habe und man ihm den Arsch aufreißen würde. Zunächst hielt der General das für einen Scherz, bis Steven aufstand und Anweisungen zeigte, die bewiesen hatten, dass man bereits sehr früh wusste, was da unter dem Sand verrottete. Wir haben auf einer Zeitbombe gelebt, und die haben das gewusst! Wenn das Metall durchgerostet wäre und die Strahlung ihren Weg an die Luft gefunden hätte, es wäre böse ausgegangen.“

„Wahrscheinlich wären viele Insulaner an Krebs gestorben“, gab Dana leise zu bedenken.

Valentine verkrampfte sich. Zitternd sagte sie: „Immerhin, sie behaupten, es handelte sich nur um schwach strahlende Salze für wissenschaftliche Zwecke.“

„Von diesem Moment an glaubte dem General keiner mehr ein Wort.“ Julie war zufrieden. Sollte sie zugeben, dass Steven in

Wahrheit mit leeren Händen vor ihnen gestanden hatte? Besser nicht.

„Mr. Trooley hat versprochen, wenn Mary Island den Vorfall verheimlicht bzw. nicht an die große Glocke hängt, erhalten wir im Gegenzug ein College, eine Senior-Highschool und ein ozeanografisches Institut und natürlich das Indian Documentation Center als Wiedergutmachung für deinen Vater, Dana.“ Valentine leerte ihr Glas. „Das bedeutet, dass wir nicht auf den Kontinent müssen, um weiter in die Schule zu gehen. Das ist doch toll, oder? Wir können stattdessen auf unserer Insel bleiben.“

Julie wollte die Gedanken abschütteln und nippte an ihrer Cola.

„Und wir haben länger Ferien!“ freute sich Dana.

„Ihr seid jetzt ein halbes Jahr hier, nicht wahr?“, fragte Valentine.

„Seit dem 22. Oktober 2007“, kam es aus Julie wie aus der Pistole geschossen. Sie brauchte nicht zu überlegen. Dieses Datum würde sie nie vergessen. Nun war es Samstag, der 10. Mai.

„Ach ja, ich erinnere mich an den Schulball!“, lachte Valentine. „Das war der Hammer.“

Dana wandte sich besorgt an Julie: „Ist alles klar mit dir?“

Julie hatte nicht zugehört, sondern nachdenklich aus dem Fenster geschaut. Fetzen der Erinnerung hämmerten heftig in ihrem Kopf. Vor ihrem inneren Auge tauchte abermals die verdreckte Windschutzscheibe des Lasters auf, wie sie mit der Taschenlampe in das Führerhaus hineingeleuchtet und den Toten entdeckt hatte.

„Julie?“ Dana näherte sich.

Julie nickte und rieb sich ihre Oberarme: „Ja, schon gut.“

„Okay, ich muss dann. Danke, Julie.“ Valentine erhob sich.

„Keine Ursache. Soll ich meinem Bruder sagen, dass du da gewesen bist?“

„Wozu? Ich meine, du hast doch alles, oder?“ Täuschte sich Julie, oder fuhr Dana gerade ihre Krallen aus? Das hatte sie früher oft gemacht und sich damit kaum Freunde geschaffen. Nun war sie offenbar kurz davor, erneut zu explodieren, warum auch immer.

„Stimmt!“ Valentine zeigte sich von Danas Tonfall unbeeindruckt. „Nicht nötig, Julie. Ich muss in den Drugstore, wir haben heute eine Lieferung bekommen. Die muss ich noch auspacken.“

„Du musst viel helfen, oder?“ Dana sah sie von der Seite an.

„Ich mag es!“ Valentine hob begeistert ihre Schultern an und ließ sie fallen. „Ihr haltet mich bestimmt für verrückt, aber ich liebe es, die Pappkisten aufzuschneiden und die feinen Kartons mit den Parfüms und Cremes herauszunehmen. Ihre Oberfläche ist so edel, mal glatt, mal rau. Ich mag sogar das Geräusch, wenn man die Verpackungen schüttelt und ein Flakon wackelt darin hin und her. Himmlisch.“

„Das glaube ich dir sofort!“, lächelte Julie, froh darüber, dass die Situation wieder entspannter war.

„Ich mag das Zeug nicht, sorry!“ Dana hob beide Hände hoch. „Bis auf euer Apfelshampoo!“ Sie lachte.

„Das ist gut, nicht? Besonders für dein schwarzes Haar gibt es kaum etwas Besseres, vertrau mir. Sag mal, vor Weihnachten warst du doch bei uns und hast an allen Düften geschnuppert, oder?“

„Ich habe lediglich ein Weihnachtsgeschenk für Sam und Sally gesucht.“

„Du hast Mo's Cloé für Sally und Davidson's Aftershave für Sam gekauft.“

„Das weißt du noch?“ Erstaunt sah Dana sie an.

„Klar.“

„Was ist eigentlich mit Rouwe?“, fragte Dana unvermittelt und Valentines Miene verfinsterte sich. „Er wollte mit mir ... befreundet sein.“

„Und?“, trat Dana nach.

„Dad hat mit seinem Pa gesprochen und seit einiger Zeit lässt er mich in Ruhe.“

„Also ist da nichts gelaufen?“, hakte Julie nach.

„Nein!“, winkte sie lachend ab. „Er hat mich bedrängt und war so blöd, mich direkt vor dem Sheriff zu bedrohen.“

„Oh, das ist Mist!“, bestätigte Julie.

„Aber es ist vorbei, noch ein Wort von ihm zu mir und sein Vater wird einschreiten!“

Julie spürte Panik in dem weißblonden Mädchen. Seit die Sonne vor zwei Monaten begann, die Insel mit brütender Hitze zu überziehen, hellte sich ihr Haar noch mehr auf. Ihre strahlend blauen Augen stachen unterhalb von fast unsichtbaren Augenbrauen hervor und ihr Blick zeigte deutlich, dass sie sich bei diesem Gedanken nicht wohlfühlte.

„Ich muss los. Dankeschön für die Cola und die Kopien.“ Valentine humpelte zur Tür.

„Hey, was ist mit deinem Fuß?“, erkundigte sich Dana unschuldig. Julie lief rot an, nie hätte sie es gewagt, diese Frage zu stellen.

„Von Geburt an ein bisschen schief geraten.“ Valentine strahlte keck über ihr ganzes Gesicht. „Wurde ein paar Mal operiert, ist ganz gut geworden. Wenn ich diese Schuhe trage, spüre ich beim Gehen keinen Unterschied mehr.“

„Ah, soll ich dir helfen?“ Dana blickte sie erwartungsvoll an.

„Du meinst im Drugstore?“

„Nein, am Flughafen!“

Valentine sah sie irritiert an, dann lachte sie über den Witz. „Magst du? Wir können dir aber nichts bezahlen.“

„Na, ein Eis wird doch drin sein, oder?“

„Das ist es. Versprochen!“

„Dann los!“ Dana sprang auf und lief zur Tür. „Julie? Kommst du mit uns?“

„Ich habe noch im Stall zu tun. Die Tiere müssen gefüttert werden, und ich bin heute dran.“

„Kann ich mir dein Fahrrad ausleihen?“

„Gerne.“

„Okay danke, bis später.“

Julie lächelte. *Valentine und Dana. Das hätte ich ja nie gedacht.*

Dana hatte es nicht leicht auf Mary Island. Die Jungs verspotteten sie als Rothaut, und sie selbst hatte sich völlig isoliert. Gleich am Samstag nach der Ankunft von Julie, Steven und Justy waren Harry und Julie auf dem Herbstball deswegen aneinandergeras-

selt. Erst seit Julie da war, lebte das Indianermädchen auf. Valentine war auch so ein Mauerblümchen.

Im Grunde ist Vally ja ganz nett, dachte Julie, nur einsam. Aber Vally und Steven? Julie zog ihre Arbeitsklamotten an und stampfte in Gummistiefeln zur Scheune. Von zwanzig Schülern in der Klasse kommt Valentine ausgerechnet zu Steven, der am weitesten von ihr wegwohnte. *Na, wenn das gut geht,* dachte sie.

„Ja, ja!“, rief sie den beiden Schweinen entgegen, die grunzend und freudig auf sie zugestürmt kamen. „Ich hole ja schon den Schlauch.“ Quiekend tummelten sich Pig und Pog unter dem kalten Wasserstrahl.

Einweihung

Am Nachmittag belagerten mehrere Trucks und ein Ladekran den Hof. Arbeiter rissen unter der Aufsicht von Mr. Fink das Garagendach ab und zogen eine Holzdecke ein. Bereits gegen Ende der Woche waren die neuen Räume fertig gezimmert, deren Wände nur aus Holz bestanden.

Steven und Julie bewunderten, wie das Gebäude wuchs und wuchs. Sie erinnerten sich an das lahme Tempo auf deutschen Baustellen. Oft mussten sie wochenlang Paletten mit Baumaterial in ihrer Straße umkurven, weil diese die Gehwege blockierten und sich niemand darum gekümmert hatte. An ihrem Farmhaus hämmerten Zimmerleute. Sie sägten und schraubten, nagelten und klopfen. Jeden Tag, wenn die Geschwister aus der Schule kamen, sahen sie ein Stückchen mehr erledigt.

In den darauffolgenden Tagen weihten sie schon den neuen Zugang ein. Ursprünglich führte vom Flur des Erdgeschosses gleich rechts die Treppe nach oben. Über dem Eingang lag der Masterbedroom von Sally und Sam. Hier im Hauptschlafzimmer konnte man keinen Durchgang zu den neuen Wohnungen über der Garage brechen. In der Eingangshalle entfernten sie daher links den Wandschrank. Ein Teil der Autogarage wurde zum Treppenhaus umgebaut und die Handwerker installierten einen bequemen,

breiten Aufgang mit der Schiene für den Rollstuhlzug. Bau-schreiner schnitten kurzerhand mit einer elektrischen Säge ein Loch als Tür in die Wand zum alten Haus und verspachtelten die Fugen.

Eines der geräumigen Apartments war in ein großzügiges Schlafzimmer, ein Wohnzimmer mit einer Küchenzeile sowie ein Bad unterteilt. Das andere war kleiner, hatte aber auch ein Badezimmer. Die Gäste gelangten unabhängig vom Haupthaus in ihre Wohnungen, im neuen Treppenaufgang gab es eine eigene Tür nach außen.

Das Haus wirkte wuchtig. Der Eingangsbereich mit dem Vordach lag jetzt in der Mitte des Gebäudes. Vier Säulen stützten das Dach mit seinen zwei Türen. Die Garagen hatte man nach hinten verlängert. Sam richtete sich dort eine Werkstatt ein. Steven verfrachtete sein Segelschiffmodell und die ferngelenkten Boote mit-samt dem Werkzeug in eine der Ecken. Die drei Garagenstellplätze verschmälerten sich, boten jedoch immer noch reichlich Platz, nur die Fahrräder mussten in die Scheune.

Nach nur drei Wochen waren die Ferienwohnungen mit Strom und Wasser versorgt. Der Schlussanstrich in Hellblau über das gesamte Anwesen verbarg alle Unterschiede zwischen neu und alt. Es sah großartig aus.

„Wie eine richtige Südstaatenvilla!“, rief Sally begeistert.

„Genauso muss ein Haus aussehen!“, pflichtete Julie ihr bei. Sie und Sally dekorierten die Räume. Sie kauften Tapeten, Teppiche, Lampen, Möbel und Vorhänge für die Fenster. Sally hatte Talent darin und malte sich schon in den Einrichtungshäusern aus, wie es zuhause wirken mochte.

Julie erfuhr, dass Sally im letzten Herbst dasselbe mit ihren Zimmern gemacht hatte.

In der vorletzten Juniwoche, sieben Tage bevor die Nolans ein-treffen wollten, war alles perfekt. Zur Einweihungsparty erschien die halbe Stadtprominenz: unter ihnen Sheriff Anderson und der Rechtsanwalt Charles Verssnier. Sogar Bürgermeister Mr. Trooley bewunderte überschwänglich den Anbau. Im Schatten des groß-

zügigen Dachs der Veranda hatte Sally einen Imbiss vorbereitet, an dem sich Mr. Trooley ausgiebig bediente.

Typisch Politiker, dachte Julie. Sie wusste, dass nach dem Sommer die Bürgermeisterwahl anstehen und die Stadt in zwei Lager teilen würde: für und gegen Mr. Trooley.

„Ich darf mit Stolz hier unsere erste Mary Island Flagge hissen.“ Unter Applaus entfaltete er ein bunt bedrucktes Stück Stoff. Ein dunkelblauer Ozean grenzte an einen hellblauen Himmel. Dazwischen lag eine grüne, schmale und hügelige Insel. ‚Mary Island‘ prangte in schlanken, eleganten, weißen Buchstaben darauf. Die Leute applaudierten.

„Äh, Hardy!“ Sam beugte sich zu ihm herab. „Ich habe keinen Flaggenmast.“

„Oh, ja, ich vergaß. Carl?“

Mr. Fink tippte kurz an seine Stirn und lief zu seinem Laster. Von der Ladefläche nahm er einige lange Eisenstangen.

„Kleine Überraschung!“ Mr. Trooley lächelte verschmitzt. Mr. Fink kam mit vier Spaten und einem dicken Eisenrohr zu den Gästen zurück: „Wenn jeder eine Minute schippt, ist das Ding hier in einer halben Stunde aufrecht.“

Noch immer lachten die Besucher, krepelten sich die Hemdsärmel hoch und begannen gemeinsam, ein tiefes Loch zu buddeln. Mr. Fink steckte das Rohr hinein, füllte flüssigen Beton aus mehreren Eimern dazu und klopfte es fest.

„Hält auch so!“, stellte er fest. „Bombensicher!“

Inzwischen hatten Mr. Verssner und der Sheriff die Stangen zusammengesteckt. Sie befestigten eine Schnur und in null Komma nichts stand ein Fahnenmast neben der Garage.

„Kommen wir nun zum festlichen Fahnenhissen.“ Mr. Trooley knüpfte erst eine Flagge der USA an Ösen, dann das Logo von Mary Island. Beides zog er feierlich in die Höhe.

Alle legten ergriffen ihre Hand aufs Herz. Schweigend warteten sie, dass Hardy Trooley eine Rede hielt: „Somit ist ‚Seidel Mansion‘ das erste Gästehaus mit unserem eigenen Emblem. Das wird ab sofort jede Herberge und alle Läden zieren.“

Zustimmendes Gemurmel machte sich breit.

„Morgen häng ich die deutsche Fahne hin, kannst du mir glauben!“, brummte Steven.

„Nee, lass mal, passt schon!“, antwortete seine Schwester.

Ein weiteres Auto kam angerollt, aus dem Doktor Joseph Shipman mit seinem Sohn stieg.

„Wir wollten nur mal kurz vorbeischaun!“, rief Tim, der die Parallelklasse von Julie und Dana besuchte.

„Okay!“ Julie versuchte, unverkrampft zu lächeln. „Dann lasst es euch schmecken.“

„Wir haben leider nicht viel Zeit!“

„Verstehe!“ Sie mochte Tim auf eine besondere Art, meistens ging er ihr aber mit seinem Gelaber auf den Geist. „Du musst wenigstens den Kuchen probieren, den habe ich gebacken.“ Es klang zu höflich, so als wäre diese Einladung nur eine lästige Pflichtübung.

„Na, dann hat sich der Ausflug ja gelohnt. Hey, was ist das für eine Fahne?“

„Wollte ich auch gerade fragen.“ Mr. Shipman erhielt daraufhin prompt eine ausführliche Antwort von Mr. Trooley. Tim naschte vom Nusskuchen, dann drängte er seinen Vater schon zum Gehen, und so verließen die zwei nach kurzer Zeit die Party.

Scherzhaft bemerkte Julie: „Na, unserem Vertrauensschüler gefällt es bei uns nicht, liegt sicher am Publikum, wie?“ Damit meinte sie Dana, die dem Wagen mit ernstem Blick nachschaute.

„Nein“, erwiderte Dana kurz.

Julie lächelte. *Mach dir nichts draus, er ist ein Idiot!*, wollte sie sagen, aber Dana seufzte so, dass Julie lieber schwieg.

Gedankenverloren sprach Dana gegen den Wind: „Sie besuchen ganz bestimmt das Grab von Tims Mama. Sie ist vor zwei Jahren gestorben. Krebs.“

Julie drehte sich so, dass sie Dana nicht mehr anzublicken brauchte. Ihr stockte der Atem. Sie fühlte, wie sie rot wurde. *Gott sei Dank habe ich das nicht laut gesagt*, dachte sie. Sie atmete tief ein und wartete einen Moment, um sich zu beruhigen, ehe sie zu-

rück zum Fest ging. Dana stand noch in der Tür, mit dem Rücken zu Julie und schüttelte sich, als sie in den Flur stolperte. Julie ahnte, woran das Indianermädchen dachte. Danas Mom war vor langer Zeit einem Bauchspeicheldrüsenkrebs zum Opfer gefallen, einem der heimtückischsten Ableger dieser grausamen, unbarmherzigen Krankheit.

Da bin ich besser dran, dachte Julie und wollte Dana folgen. *Meine Mutter lebt in Deutschland und will nichts mehr von uns wissen. Wenigstens lebt sie!* Julie erinnerte sich an die E-Mails von Jasmin. Ihre deutsche Freundin hatte geschrieben, dass ihre Mama nach München gezogen wäre, zu einem Freund und dass Jasmins Vater Norbert Müller nicht wusste wohin und warum.

Kurz bevor sie das Haus betrat, kam Dana mit Cindy heraus
„Wir wollen ausreiten, hast du Lust?“

Julie freute sich über die Ablenkung.

Cindy ritt wie immer auf dem schwarzen Hengst Aisha und Dana und Julie wechselten sich auf Yellow ab. Ruffty kläffte freudig hinterher und folgte Julie, als sie in die Hügel ritten. Nach einer kurzen Jagd schleppte er sich jedoch abgekämpft in die Scheune.

Steven und Justy fuhren auf dem See neben dem Haus Rennen mit ihren Modellbooten gegen die Jungs, die zum Barbecue von ihren Eltern mitgeschleppt wurden. Der See hatte merklich Wasser verloren. Es war heiß, und es regnete nicht mehr. Sein Abfluss in Richtung Atlantik trocknete aus und der Bach in den Dünen war nur noch ein Rinnsal. Dafür fühlten sich die Algen pudelwohl, blühten am Ufer und verwandelten den See in eine hässliche und übel riechende Flüssigkeit. Es war gerade noch auszuhalten. Der Bootssteg, von dem aus man zu Ostern noch die Füße hatte baumeln lassen können, steckte im Trockenen.

Am Abend schenkte eine leichte Brise Abkühlung. Die Mädchen versorgten die Pferde und die Jungs befreiten die Boote von Algenschlamm.

Von Weitem duftete es nach Burgern, Steaks und dem aromatischen Geruch des Holzes, mit dem Samuel Seidel grillte. Die Gäste

ließen sich an den Tischen nieder und schwatzten. Nahezu lautlos tauchte ein Schatten auf und urplötzlich stand er zwischen ihnen.

„Hallo John! Einen Hamburger?“, begrüßte Sam den Schamanen.

„Danke, nein. Die Salate sehen klasse aus.“

„Bedien dich!“

„Wo ist Dana?“

„Hier Daddy! Was magst du? Paprika, Pasta und grünen Salat?“

„Ja!“

Julie verzog den Mund. Mit weniger Worten konnte man sich sein Essen nicht bestellen.

Als die Dunkelheit hereinbrach, reichte Sally Kaffee und die Männer bedienten sich am Whiskey.

John Eagle trat an Sam heran, der aus einer Bierflasche trank und in ein Gespräch mit dem Sheriff vertieft war. Sam bemerkte ihn und winkte ihm zu.

„Ich muss mit dir reden!“, verlangte er.

„Gern.“

„Unter vier Augen.“

Sam sah ihn stirnrunzelnd an. James Anderson wischte sich über seinen Stern, nickte und entfernte sich.

„Lass uns hinter die Garagen gehen“, schlug Sam vor.

„Dana? Bleib bitte hier.“

„Papa ...“

„Ich will mit Sam sprechen, dann mit dir.“

„Aber ...“

Ihr Vater drehte sich wortlos um. Sam zuckte mit den Schultern. Mürrisch stieß sie zu Julie, die das Ganze mitbekommen hatte. Sie zerrte Dana durch das Wohnzimmer auf die Terrasse zu einer Säule. Von hier hörten sie alles, aber weder Sam noch John Eagle sahen sie.

„Ich verreise für einige Tage. Ich muss nach Columbia. Es geht um das Indian Documentation Center. Ich werde dem Senator meine Pläne vorstellen. Kann Dana bis zu meiner Rückkehr bei euch wohnen?“

„Natürlich, kein Problem. Bis wann?“

„Ich schätze drei Tage. Ein Tag hin, ein Tag verhandeln und ein Tag zurück.“

„Du brauchst nie im Leben einen vollen Tag bis dahin“, entgegnete Sam.

„Ich will unterwegs nahe der Stadt Orangeburg Station machen. Dort wohnt ein Native Healer, den ich bewundere und verehere.“

„Ein Mediziner?“

„Das ist ein Wort, das die Weißen gebrauchen, die keine Ahnung haben. Leider wird es schon seit zu langer Zeit benutzt. Wir arbeiten selten mit Medizin. Wir sind mehr Psychiater und palavern mit Geistern und Ahnen. Wir wissen noch um das große Mysterium. Er ist Schamane wie ich und er steht einem Tribe der Pee Dee vor. Mit ihm möchte ich mich beraten.“

„Ein Tribe?“

„Die Pee Dee sind ein Stamm, der sich in mehrere Gemeinschaften aufgeteilt hat.“

„Und ein Tribe ist demnach ...?“

„Genau. So etwas wie eine Kommune.“

„Was hast du vor?“

„Nur ein kleines Museum und ein Archiv. Außerdem ein Haus für Seminare.“

„Welche Lehrgänge wirst du anbieten?“

„Meditationsseminare. Bleichgesichter fliegen auf so was.“

Sam grinste: „Kann sein, wo soll das Ganze stattfinden?“

„Das ist das Problem.“

„Du hast keinen Bauplatz, richtig?“

„Der Platz und der Ort sind bestimmt, aber sie gehören mir nicht.“

„Dann kauf sie.“

„Was verlangst du für den Wald um meine Hütte?“

„Du planst auf meinem Grund und Boden eine staatliche Einrichtung?“ Sam lachte.

„Nein, ich will es ja kaufen. Der Staat soll es von mir mieten. Damit zahle ich dir das Grundstück ab. Ich kann dir 320 Dollar

im Monat bieten, das ist das Höchste, was die ausgeben wollen. Es sollen drei Blockhütten werden. Dem Assistenten des Senators schwebt noch ein Kreis mit Tipis vor. Die Pee Dee hatten keine Tipis. Wie die Cherokee hatten wir rechteckige Blockhäuser. Das sei egal, meint er, Tipis seien immer gut. Also wird er sie bekommen.“

„Was um alles in der Welt ist ein Tipi?“, fragte Sam.

„Du willst mir doch nicht sagen, dass du nicht weißt, dass die Natives in der Prarie in Zelten gelebt haben?“

„Ah, ja, ich erinnere mich. Es war das Wort, du hast es so undeutlich ausgesprochen.“

John Eagle rümpfte die Nase und fuhr fort: „Alles wird aus einem Fond aus Washington bezahlt. In meinem Etat ist ein Ranger vorgesehen.“

„Wow!“, staunte Sam. „Und wer ...?“

„Ich!“

„Du?“

„Im Staatsdienst. Kannst du dir das vorstellen? Ich und eine Uniform?“

„Ich kann es mir sehr gut vorstellen. Eine dunkelgrüne Hose, ein beigefarbenes Hemd und ein Hut mit dem Emblem des Innenministeriums. Ich kann mir sogar vorstellen, wie du in schwarzen, sauber geputzten Stiefeln aussiehst.“ Sam sah an ihm herab und deutete mit den Augen auf die bloßen schmutzigen Füße, die in Sandalen steckten.

John holte tief Luft: „Ich bin froh, dass Dana während der Tage bei euch sein darf, da ich schon am Dienstag abreisen werde.“

„Weiß sie es?“

„Nein, ich wollte erst mit dir reden. Sie braucht nicht einmal einen Koffer, ich glaube, sie hat mehr Kleider bei euch als zu Hause.“

„Heute ist Samstag, sie darf gleich bleiben, wenn sie möchte.“

„Das wäre gut. Ich könnte am Wochenende Ruhe gebrauchen, ich muss viel nachdenken.“

„Das mit dem Grundstück klären wir, wenn du wieder da bist.“

„Ich brauche jetzt eine Entscheidung. Das ist mir sehr wichtig. Vielleicht wird es nichts, aber ich muss wissen, ob ich das Center im Sanktuarium bauen kann oder woanders.“

„Wir werden uns einig. Du kannst es im Wald errichten. Wem der Wald gehört, ist zweitrangig.“

„Danke.“

„Lass uns zurückgehen. Du wirst mit Dana sprechen müssen.“

Am Dienstag fuhr John Eagle in die Hauptstadt Columbia. Dana war seit der Einweihungsparty nicht mehr in ihre Hütte zurückgekehrt. Sie half bei den letzten Vorbereitungen für die Ankunft der Nolans. Zusammen mit den Seidel Geschwistern freute sie sich auf die bevorstehenden Sommerferien, die dieses Jahr zwei Wochen länger dauern würden als geplant. Das Schulgebäude wurde umgebaut. Die Albert Hill Schule sollte ein College bekommen und zu einer Senior-Highschool erweitert werden. Die nächste Senior-High lag auf dem Kontinent und die Jungs und Mädchen aus Mary Island mussten jeden Tag eine Stunde mit dem Bus fahren. Nun würden selbst Schüler der Nachbarinseln zu ihnen kommen. Bis dahin war noch Zeit, jedoch bereiteten die Lehrer schon die Zeugnisse vor. An normalen Unterricht war nicht mehr zu denken. Zudem hatte eine Baufirma begonnen, Schulräume zu leeren. Ein erstes Gerüst aus unzähligen Holzbalken ragte bereits auf dem Sandplatz neben dem alten Gebäude in die Höhe. Es sah aus wie das Skelett eines gestrandeten Wals.

Die Ferien begannen sogar noch früher als sonst und natürlich beschwerte sich keiner darüber. Warum auch?